



dot
books

Barbara Noack

Brombeerzeit

Roman

würde ich kündigen, aber wo finde ich denn noch was in meinem Rentenalter? Nur zu Hause rumsitzen? Ohne Arbeit, nee – da geh ich ein. Ich hab doch niemand. Ich bin ganz alleine – kein Kind – kein Kerl – kein Klacks. Kann ich Gott danken, daß der Drexel mich übernommen hat.

Ich tigerte ein bißchen verloren durch das Erdgeschoß, in dem sich im Laufe der Jahre so viele Möbel, Bilder, Skulpturen und Kleinkram angesammelt hatten. Und Bücher, die nicht mehr in die Regale paßten, irgendwann am Boden oder auf Stühlen gestapelt werden mußten und nicht mehr fortgeräumt wurden, weil ich nicht wußte, wohin mit ihnen.

Ein Leben lang schafft der Mensch an. Wozu braucht man mehr als ein Bett, ein Sofa, Stühle, einen bequemen Sessel, einen Tisch, Schränke und eine funktionell eingerichtete Küche?

Heinz und ich waren mit dem Allernotwendigsten eingezogen. Aber dann fehlten Vasen für Blumen, an der Wand ein Bild, da noch eine Lampe und immer so weiter – das Anschaffen hatte ja auch Spaß gemacht: die Freude, etwas günstig erstanden zu haben. Lauter Trouvaillen hatten wir zusammengetragen, bis selbst auf den Fensterbrettern kein Platz mehr zum Hinstellen gewesen war.

Und das, was ich einmal als eingetopfte Blattpflänzchen nach Hause brachte, hatte sich inzwischen zu sperrigen, deckenhohen Bäumen entwickelt: Die müssen alle weg. Aber wohin mit ihnen? Man kann sie doch nicht einfach so rausstellen und vertrocknen lassen. Man muß sie in gute Hände geben. Aber wer – mit guten Händen – hat noch Platz in seiner Wohnung für Büsche oder beispielsweise für meine Riesenpalme, es sei denn, er stellt sie mitten im Zimmer auf, bohrt ein dickes Loch in einen runden Tisch für ihren Stamm und fühlt sich auf den Stühlen drumherum wie subtropisch verweist, mit herunterhängenden, piekenden Palmwedeln im Nacken.

Zum ersten Mal machte ich mir Gedanken über das Abschaffen all dessen, was wir einmal gesammelt hatten, ohne die Vorstellung, wie es uns im Alter belasten könnte.

Ich muß das Haus entrümpeln! Ich hatte den Schwur getan, es vom Speicher bis zum heller auszumisten, wenn ich den Rundflug über Tegel lebendig überstellen würde.

Ich wollte eines Tages als rücksichtsvolle, aufgeräumte Mutter betrauert werden, holte deshalb einen Waschkorb und begann all die überflüssigen Staubfänger – Nippes, Geschenke, Mitbringsel von großen Reisen, den ganzen Kuriositätenkitsch – in ihn hineinzupacken. Die Wohnung wurde dadurch optisch nicht leerer, aber die Erinnerungen nahmen ab. Irgendwie war ja jeder Gegenstand mit einem Erlebnis oder mit einem Menschen verbunden, den man einmal lieb gehabt hatte...

Warum war ich nicht rigoros genug. Warum war ich so sentimental.

Erst nahm ich ein Stück aus dem Korb heraus, dann noch eins. Am Schluß hatte ich drei Viertel der geplanten Ausschußware wäre wieder an ihren alten Platz zurückgeräumt.

Gemeinsam mit Frau Engelmann, meiner langjährigen Zuehfrau, stieg ich zum Speicher hinauf, um ihn zu entrümpeln.

Allein das Öffnen war mit Schwierigkeiten verbunden. »Klemmt die Tür?« wunderte ich mich.

»Na. Nix. Der ist gesteckt voll«, klärte sie mich auf und erinnerte mich gleichzeitig daran, daß sie mich ja seit Jahren gemahnt hatte, den Speicher aufzuräumen.

Wir schoben uns durch die halbgeöffnete Tür hinein, und ich mochte es nicht glauben, was ich im aufflackernden Neonlicht da vor mir sah.

Außer meinen eigenen, ausrangierten Möbeln, Radios und Stereoanlagen, zig Jahrgängen des »Spiegel« und vielen Kisten hatten meine Kinder inzwischen hier alles untergebracht, was sie aus dem Nachlaß von Onkeln und Tanten geerbt hatten und selbst nicht gebrauchen konnten, aber auch nicht wegwerfen wollten, weil sie es vielleicht doch noch mal verwenden könnten, was sie nie tun würden.

Ich räumte gefüllte Hutschachteln und uralte Golfsäcke vom Deckel einer Reisetruhe mit den Initialen ihrer verstorbenen Patentante Alicia Charlotte Berlinger, um sie zu öffnen, griff in kostbare Abendroben von Baimain und Givenchy (stand im Halsausschnitt) und hielt sie hoch. Größe 36. Wir weiblichen Hornschuhs paßten da eh nicht hinein. Karen hatte vierzig und ich achtunddreißig, und beide wurden wir eh nicht in Monaco zum Galaball eingeladen, wo wir solch edlen Plunder hätten tragen können.

Ich strich mit der Hand über plissierte, elfenbeinbleiche Seide, über eine mit Türkisen und Perlen bestickte Korsage voll morbiden Duft, der von einem alten Parfüm übrigbleibt, wenn sich Blüten- und Gewürzessenzen verflüchtigt haben. Das war Moschus, gewonnen aus der Geschlechtsdrüse des Moschushirsches während der Brunft, weshalb man die armen Tiere beinahe ausgerottet hatte, bevor man ihren Sexualduft synthetisch herzustellen vermochte. »Das haben die Kinder hier untergestellt, während ich verreist war. Die haben von meinem Speicher mehr Gebrauch gemacht als von ihrer Mutter. Stimmt doch, oder?«

»Jo mei«, drückte sich Frau Engelmann um eine Parteinahme herum. »Aber was mach mir jetzt mit dem G'lump?«

»Nichts«, sagte ich, »überhaupt gar nichts. Wie komm ich dazu? Ist ja alles ihr Zeugs. Damit sollen sie sich selber rumärgern, wenn ich tot bin.« Und fühlte mich somit, was den Speicher anbetraf, von meinem Gelübde befreit.

Am nächsten Tag machte ich mich an die Bücherregale, um Platz für moderne Autoren zu schaffen. Da gab es eine Reihe von Schriftstellern, mit denen ich schon in meinem Elternhaus in einem Raum zusammen gewohnt hatte, ohne mit ihnen bekannt zu werden. Ich hatte ihre Werke ein Leben lang für teure Fracht von einer Wohnung zur anderen mitgenommen, bis sie in diesem Hause endlich in Ruhe einstauben durften. Ich hatte sie behalten mit der Absicht, sie irgendwann zu lesen. Nun war ich im Ruhestand

angekommen, um mein Versprechen einzulösen. Aber den gesammelten Nietzsche? Vier Bände mit Marx' »Kapital«? Fünf komplette Kunstgeschichten? Eine reichte doch. Bloß welche von den fünf? Und all die Romanschriftsteller, die meine Eltern zusammengetragen hatten. Mußte ich noch Südermann lesen? Max Halbe? Gustav Meyrink? Jakob Wassermann? Heinrich Mann? Fritz Reuter? Von Franz Werfel schlug ich einen Band auf, ehe ich ihn in den Waschkorb warf, und geriet dabei mitten in ein Gedicht.

... Kinder laufen fort.

Söhne hängen Weibern an.

Töchter haben ihren Mann;

Briefe kommen dann und wann nur auf einen Sprung.

Kinder laufen fort,

etwas nehmen sie doch mit.

Wir sind ärmer, sie sind quitt.

Und die Uhr geht Schritt für Schritt

um den leeren Tisch.

Ein halbes Gedicht in einem Buch, das ich gerade fortwerfen wollte.

Vielleicht war in den anderen, die ich bereits aussortiert hatte, auch noch etwas, was mich so sehr berühren würde wie dieses Gedicht. Vielleicht sollte ich sie doch noch aufheben?

Somit brach mein ganzes Entrümpelungsprogramm erst einmal zusammen.

»Und die Uhr geht Schritt für Schritt/ um den leeren Tisch.«

Der lange, rechteckige Tisch im Wohnraum. Er war einmal Familientreffpunkt gewesen. Die Futterkrippe, um die sich alle versammelt hatten – durcheinanderredend, streitend, lachend, und manchmal flog auch einer heulend vom Tisch. Frederik und Karen hatten ihre Freunde zum Essen mitgebracht. Nicht daß es denen bei uns besser geschmeckt hätte als zu Hause, es ging nur ein bißchen fröhlicher und ungezwungener bei uns zu.

Für jeden, der vorbeikam, war ein Platz an diesem Tisch gewesen. Seine Platte war mit den Narben verglühter Zigaretten, mit Topfringen und einem

unausrottbaren Tintenfleck verunziert ich wäre nie auf die Idee gekommen, sie restaurieren zu lassen. Oder die Tischbeine mit den Spuren spitzer Hundezähne.

Jede seiner Schabigkeiten hielt die Erinnerung an voll gelebte Zeiten lebendig. Auch an Heinz, meinen Mann, an unsere ersten, verschuldeten Jahre, den Zusammenhalt beim Aufbau der Firma, an die Kraft, die uns ein intaktes Familienleben verliehen hatte und die uns half, mit Schicksalsschlägen und beruflichen Mißerfolgen fertig zu werden.

Bis zum Verkauf der Firma hatten an diesem verlebten Möbel noch immer Drehbuchbesprechungen bis in die Nacht stattgefunden.

Nun ging die Uhr »Schritt für Schritt um den leeren Tisch«. Und tickte dabei so penetrant laut wie ein Küchenwecker in meine Stille.

Zum ersten Mal seit drei Jahren, seit der Zeit, da ich mich von meinem letzten Freund getrennt hatte, weil ich meine Kräfte für die Firma brauchte und mich nicht länger mit einer komplizierten Männlichkeit zusätzlich belasten mochte, wurde mir bewußt, wie allein ich lebte. Nicht einmal ein Hund lag mehr zum Drübersteigen auf dem Fußboden herum. Der Kontakt zu meinen früheren Freunden und Bekannten war im Laufe der Jahre eingeschlafen, weil ich ihnen immer wieder aus Termingründen absagen mußte. Jede freie Zeit hatte den Wert von Schulferien besessen, selbst wenn ich ihn mit dem Aufarbeiten meines Schreibtisches, mit Silberputzen und Blumenpflanzen verbrachte.

Nun wuchsen sich Ferien zu einem Dauerzustand aus, und ich hatte noch so gar keine Erfahrung, damit umzugehen.

Ich setzte mich ans Telefon und fing bei A an, Bekannte von früher anzurufen. Christa Ahrend, Fabrikantenfrau.

»Vicky? Das darf nicht wahr sein! Meldest du dich auch mal? Ich dachte, du würdest mit uns unprominenten Normalbürgern gar nicht mehr verkehren! – Was? Du hast deine Firma verkauft? Na so was. Muß ich Kurti erzählen. – Wir müssen unbedingt mal ratschen. Aber jetzt kann ich nicht. Wir erwarten Gäste heute Abend. Ich koche selbst. Stadtküchen kann man ja nicht mehr bezahlen, alles ist so wahnsinnig teuer geworden. Ich würde ja sagen, komm auch, aber ich habe keinen Tischherrn für dich.« »Wozu braucht man heute noch einen Tischherrn?« erkundigte ich mich.

»Na hör mal, es kommen lauter Ehepaare.«

»Und dazu passen keine Singles? Nicht, daß ich kommen möchte, ich kann sowieso nicht. Aber es interessiert mich.«

»Also wirklich, du stellst vielleicht Fragen – Vicky, ich muß jetzt in die Küche! Laß uns ein anderes Mal...«

Beim nächsten Versuch kreischten Kleinkinderstimmen hinter der entnervten Stimme von Lilo Behrend: »Vicky! Du bist's! – Meine Tochter ist im Krankenhaus. Ich hab inzwischen

die Enkel hier, noch fünf Tage – Benjamin, laß den Hund in Ruh, wie oft (Heulen) – siehst du! Das ist die Strafe – hundertmal hab ich dir gesagt, du sollst Lumpi nicht am Schwanz ziehen, das hättest du auch nicht gern, ach Gott, was sag ich da! Aber nein, du kannst ja nicht hören – nun zeig mal den Finger. Ist ja gar nichts zu sehen – Oma pustet, so (neuerlicher Schmerzensschrei) – was ist denn jetzt schon wieder – Püppilein, hattu Köppi stoßen? Oma kommt ja schon – Vicky? Bist du noch dran? Ich ruf dich nächste Woche an, dann habe ich mehr Zeit tschühüüs.«

Danach meldete ich mich bei Lilly und Walter Böhler, meinen ehemaligen Nachbarn.

Walter war so rasch am Apparat, als ob er jedem Anruf entgegenfieberte: »Ich bin inzwischen pensioniert. Das weißt du noch nicht? Wir haben uns ja auch ewig nicht gesprochen. Da kommt Lilly. Viktoria ist am Telefon.«

Lilly nahm ihm den Hörer ab: »Bist du zu Hause? Ich ruf gleich zurück.«

Fünf Minuten später stieß Lilly einen Seufzer der Erleichterung in mein Ohr. »So, jetzt ist er raus. Ich habe ihn mit dem Hund geschickt. Oh, Vicky, wie kann man nur so einen Aktivisten wie Walter in den Ruhestand versetzen? Der und Ruhestand! Denkt denn niemand an die arme Ehefrau? Du weißt, ich liebe ihn von Herzen, aber Walter in einem Stück vom Aufwachen bis zum Schlafengehen? Ein Glück, daß er seinen Sport hat und den Hund. Da habe ich wenigstens ein paar Stunden am Tag Ruhe vor ihm.« Und dann mit all der Herzlichkeit, die ich zurzeit so nötig hatte: »Schön, daß du angerufen hast. Wie geht's dir denn? Und den Kindern? Ach, wenn du wüßtest, wie oft ich die Zeit zurückwünsche, wo wir noch Zaun an Zaun gewohnt haben. Hier prozessieren wir mit dem Nachbarn links, mit dem rechten sind wir spinnefeind wegen Wilhelms Bellerei...« Lilly erzählte und erzählte, bis sie Walter zurückkommen hörte. »Wir müssen uns unbedingt sehen. Ich komme zu dir, damit wir mal in Ruhe reden können. Wenn ich hier 'ne Freundin zu Besuch habe, sitzt er immer dabei und hört zu, falls er uns überhaupt zu Wort kommen läßt.«

Als ich eingehängt hatte, fiel mir auf, daß ich in einer Viertelstunde nicht dazu gekommen war, ihr vom Verkauf meiner Firma zu berichten.

Ich führte noch etliche Telefonate an diesem Tag und stellte fest, daß die meisten meiner Freunde und Bekannten, die nicht mehr beruflich tätig waren, ihren ehemaligen Arbeitsstreß in unermüdliche private Betriebsamkeiten umgewandelt hatten. Ihr Terminkalender war ausgefüllt mit kulturellen, sportlichen und gesellschaftlichen Veranstaltungen, mit Reisen, dem Hüten von Enkelkindern, mit Krankenpflege und Malkursen. Alle klangen schrecklich beschäftigt, keiner schien sich einsam zu fühlen, zumindest gab es keiner zu.

Ich rief auch Frau Holle an, meine ehemalige Buchhalterin. Och danke, sie konnte nicht klagen. Es gehe in der Firma ein bißchen chaotischer zu als früher, aber sie kam mit den neuen jungen Leuten gut aus, und der Drexel, mein Nachfolger, war sehr zufrieden mit ihr. »Er sagt, so eine exakte Buchführung wie meine hätte er noch nie gesehen. Naja, ich hab